

# Abendleuchten

Autor(en): **Meyer, Otto Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574969>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

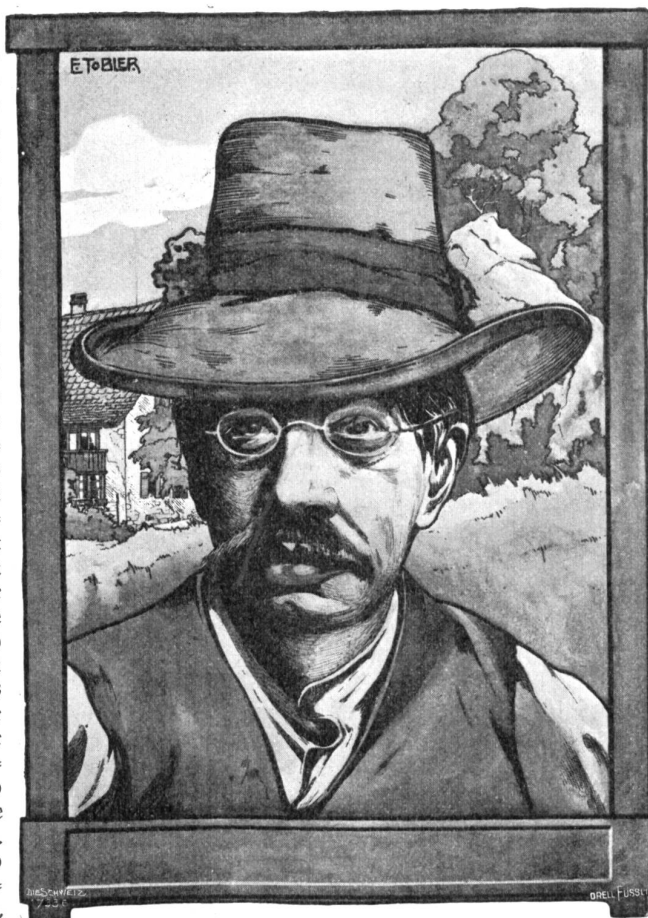
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kleinen Jungen bequem in den Anfangsgründen des Nebenherlaufens unterrichten konnten. Den Ehrgeiz des Kutschers mußte man anspornen. Wenn man ihm ein anständiges Trinkgeld versprach, so nahm er mit jeder Equipage eine Wettfahrt auf, die das Leben der Insassen und die Existenz des Wagens aufs Spiel setzte. Die kleinen Pferdchen liefen dann mit einer so lebendigen Freude, daß man erst merkte, was auch in ihnen für ein südliches Blut floß. Dabei fuhr der Mann sicher durch das unbefreibliche Labyrinth neapolitanischer Gäßchen und durch das Straßenleben hindurch. Als Lenker stand er kaum hinter dem vielüberühmten Wiener Fiafer zurück, der es mit den prächtigen ungarischen Pferden und den gutgefederten Wagen leicht hat, elegant und gut zu fahren. Die Carrozzella hatte einen andern Vorteil vor dem Fiafer. Sie war so billig, daß man es ruhig verantworten durfte, jeden Tag, so oft es einem einfiel, einen Wagen zu nehmen. Schon die Ansätze des Tarifs waren nicht hoch; aber nur die Fremden bezahlten sie. Gewöhnlich tats auch die Hälfte, und eine Handbewegung des Eingeweihten setzte dann den Preis fest. Für sieben Soldi konnte man immerhin gehörige Strecken fahren. Die Kutscher machten einander eine unerhörte Konkurrenz; aber selbst mit der Straßenbahn traten sie in Wettbewerb. Wenn man zu zweien an einer Haltestelle stand, so wurde fast immer die Fahrt im Wagen für denselben Preis angeboten, den die Elektrische genommen hätte. Dafür fuhr man rascher, und man saß im Wagen. Für manchen Neapolitaner ist das ein Ziel, um deßentwillen er sogar arbeitet. Nicht nur aus Eitelkeit; eine Wagenfahrt bot auch andere Genüsse. Der Betturino war verschwiegen wie ein Weichtvater, und für manches Anliegen wußte er den bessern Trost. Er war imstande, stundenlang herumzufahren, oben an der Via Tasso auf dem Pöstlipp oder auf der mauerumrahmten Straße nach Pompeji, ohne sich ein einziges Mal umzuschauen. Wenn man ihn um Rat fragte, so war er zuvorkommend und etwas gönnerhaft. Als wir einst zu dreien nach Camaldoli hinauffuhren, am Samstagnachmittag, da sah er, wie einer von uns Zettel aus dem staatlichen Lotto kontrollierte. Der Kutscher brauchte die seinen nicht anzusehen: er hatte mit einem Blicke erfahrt, daß er auch diesmal seine vier Lire verlor. Aber dann entwickelte er uns eine ganze Theorie, ein System des Spiels, bei dem der Staat unfehlbar bezahlen müsse. Er kannte es selber noch nicht lange, sonst wäre er schon ein reicher Mann.

Wenn sich das System seither bewährt hat, so wird sich der Betturino kaum mehr einen neuen Wagen kaufen. Gerade nach Camaldoli hinauf soll man wahrscheinlich nun zu Fuß gehen. Eine Drahtseilbahn gibt es, Gott sei Dank, nicht; aber wie sollen die schweren Wagen, die sich in Rom oder Palermo vorzüglich ausnehmen, die steile Straße hinauf? Und ganz Neapel ist Camaldoli. Ueberall geht es auf- und abwärts, steil und holperig, eng und schmal. Rom hat sieben Hügel, in Neapel hat sie noch niemand gezählt.

Aber darum hat sich die Vorkehrung der Stadtväter nicht gekümmert. Man hätte vielleicht auch einen modernen Typus finden können, der die Carrozzella wirklich ersetzt hätte. Aber der Fortschritt erscheint dem Stadtrat nur in der Uniformierung. Neapel soll so schnell und so gründlich wie möglich amerikanisiert werden. Für ungezählte Millionen hat man den



Rudolph Heberly, der Bauerndichter zum Pflugstein.

Nach aquarellierter Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich-Kaufbeuren.

„Nettissimo“ durchgebrochen, die häßliche gerade Straße, an deren Stelle man mit der halben Ausgabe ein wundervolle malerische Anlage schaffen konnte wie in Rom den Corso Vittorio. In den letzten Jahren haben die Kinematographentheater an jeder Straßenecke wahrlich die Illusion des Stadtrates noch bekräftigt, daß Neapel schon ganz modern geworden. Nun fehlte nur noch der Taxameter, und eine Verordnung hat ihn geschaffen. Die Bahn für jeden Fortschritt ist frei.

Man muß dieser fürsorglichen Weisheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wenn wir in Zukunft auf dem Land draußen, bei Salerno etwa oder noch weiter im Süden, die gute alte Carrozzella finden, die einst im tollen Leben der Metropole Wettfahrten aushalten mußte, dann werden wir doch mit dankbarem Lächeln das kleine Stücklein Neapel begrüßen. Der schwere Wagen mit der „Uhr“ wird keine Zeit haben, solche Gefühle zu erwecken, er wird gar nicht dazukommen, eine richtig neapolitanische Erscheinung zu werden. Hinter ihm wartet schon der nächste Fortschritt. Auch in Parthenopaia werden die Rosse bald keine Carruben mehr, nur noch Benzin verschlingen.

Hector G. Preconi, Zürich.

## Abendleuchten!

Skizze von Otto Emil Meyer, Zürich.

Weithin wogt das majestätische Meer. Sein Rand ist von einem langen dunkeln Streifen eingefast, dessen Oberfläche purpurn erglänzt; es ist die im Schimmer der Abendröte leuchtende Nordküste von Neufundland. Auf den Wellen schaukelt der Rumpf des großen Dampfers, der uns nach Europa führen

soll; von seinem Hauptmaste weht der königliche Wimpel von Großbritannien.

Bald schwinden jene öden, vegetationsentblößten, verlassenen Gegenden aus dem Gesichtskreise; ein Seewind, der alle Passagiere vor Frost zittern macht, erwahrt den Ruf der kalten

Nachdruck (ohne Quellenangabe)  
verboten.



Rückseite der Medaille für das Gordon Bennett-Wettfliegen  
1909 in Zürich.

Nach dem Modell von Arnold Hänerwabel, Lenzburg-Zürich.

Labradorströmung, die unser Schiff nun durchkreuzt. Nur langsam bewegt es sich in den gefahrbergenden Gewässern; dort leuchten die fahlen, in die Fesseln des Frostes geschlagenen Ufer von Belle-Isle, einer Art Teufelsinsel, wo nach der Meinung älterer Seelente allerlei Kobolde einen höllischen Spektakel machen. Diese Spufgestalten sind nichts anderes als bizarr geformte Eisberge, die, aus der Davisstraße kommend, in wärmere Breiten treiben und durch Gegeneinanderprallen oder Umstürzen jenes Getöse bewirken. Unserm Fahrzeug werden sie aber kaum etwas anhaben; denn am Steuer steht ein Mann, der es mit kundiger Hand lenkt. Aber nichts gleicht dem wunderbaren Farbenpiel, in das die untergehende Sonne diese blendend weißen, beim Zerbrechen ein intensives Blau oder Grün weisenden Eisschollen kleidet. Hierzu bilden die phosphoreszierenden Schaumwellen des Meeres die passendste Staffage.

Es ist Nacht geworden. Finsternis lagert über der Wasseroberfläche, da heute der Mond nicht die Gefälligkeit hat, sein von der Sonne geborgtes Licht leuchten zu lassen; aber die Sterne flimmern in zitterndem Glanz; geisterhaft gleiten die Eisberge über das nächtliche Meer, während unser Schiff einem schwarzen Gespenste gleich in der Dunkelheit zieht. Aber es währt nicht lange, so wird es draußen wieder lebendig: ein Polarlicht, eine in diesen Gegenden häufige Erscheinung, steht am Himmel, die Sterne erbleichen vor den Feuergarben, die in zappelliger Geschäftigkeit vom Horizonte zum Zenit emporschleichen. Der ganze nördliche Himmel flimmert von der Bewegung der farbigen Strahlen, die, nach dem Glauben der Indianer, tanzende göttliche Geister sind. Gleich feurigen Schlangen zuckt es nach allen Richtungen; es ist ein Flackern und Flammen, ein Wischen und Hüpfen in der Luft, ein genial-humoristisches Schauspiel der Naturgewalten. Entzückt betrachten wir das wunderbare Phänomen und strecken unwillkürlich die Hand aus nach den Strahlen, die sich scheinbar ganz nahe um uns her bewegen.

Bis in die späte Nacht dauert der Tanz der göttlichen Geister; dann empfängt uns wieder das volle Dunkel. Ich aber stecke meine Pfeife in Brand und blase einen Qualm von Tabakrauch zum Himmel empor, um nach Art der Indianer den göttlichen Geistern meine Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeugen, daß sie mich würdigten, Zeuge einer der herrlichsten und imposantesten Naturerscheinungen zu sein.

\* \* \*

An der Südküste von England liegt eine einsame Bucht; still und menschenleer ist auch ihre Umgebung, die unser Fuß betritt. Die Wasseroberfläche kräuselt sich kaum unter dem Windhauche; nur ein leises Plätschern am Strande ist wahrzunehmen. Die wilden Schaumwogen haben sich zum sanften Spiegel geglättet; eine wunderbare Ruhe liegt über Meer und Land. Nur dann und wann unterbricht die Stille der Ruf eines Seesvogels, der, auf seinen Schwingen sich wiegend, die rundliche Bai umkreist; drüben an den baumlosen Steilabhängen der Kliffenklippen weidet friedlich ein Trupp Schafe. Weidgebettet im Mergel ruhen die steingewordenen Formen von vergangenen Pflanzen und Tieren, die längst verschwunden sind, die wertvollen Denkmünzen für die Geschichte der Erde, und ihr Perlmutterglanz schimmert so lebhaft, als wollten sie aus ihrer engen Behausung neu erstehen im sanften Dämmerlichte der Erinnerung. Gegen Nordosten bricht sich das offene Meer in langem Silberstreifen an den Kreideseilen; die von ihnen zurückgeworfenen Wassertropfen glänzen wie ebensoviele Perlen. Darüber hinaus dehnt sich der weite Ozean; weiß blinkende Segel grüßen von dort, wo die Linien des Firmaments und des Meereshorizontes sich berühren.

Der letzte Schimmer des Abendrots ist verglommen; die Sterne sind aufgegangen und werfen ihr mildes Licht in die friedliche Bucht. Die Küste zeigt sich nur noch als zarte dämmernde Linie und verschwimmt bald ganz im unendlichen Ozean. Einem matten Sternchen gleich blinkt ein Blitzeisen von der französischen Küste; es erlischt wieder, bricht nach einer Pause abermals hervor, um wieder in Dunkelheit und Nacht zu versinken. Da hallt, wie aus der Meerestiefe, der Schall einer Glockentonne in unsere eigene traumhafte Stimmung; ihr melodisches Geläute ist ein unvergleichlich zartes, liebliches Adagio, das uns in der heiligen Abendstille entgegenklingt. Zuweilen glitzern meteorartig die Lichtreihen eines fernen Ozeandampfers auf; schweigend zieht er über das schweigende Meer. Wen führt er dahin? Wohin geht euer Weg?

Ein eidechsenartiges Tier huscht über das feuchte Uferkies; dort schnellt sich ein kleiner Fisch, nach Luft schnappend, über das Wasser hinaus und taucht wieder in die dunkle Fläche, und nun ist jegliches Leben, das große und kleine, erstorben. Alles ist ruhig in der Runde, jeder Laut verstummt, und der ernste Martelloturm dort auf dem Hügel hält Wache über der Sommerabendstille der einsamen Bucht...

\* \* \*

Es ist bald erreicht, unser 2504 Meter hohes Wanderziel, die gewölbte Kuppe des Säntis. Noch brodeln die weißlichen Herbstnebel, die im Tale auf uns einen niederdrückenden Einfluß ausüben, an den Felsriffen, die Sonnenscheibe zeigt nur ein bleiches Licht; aber siegreich bricht sie durch die Dünste, und jetzt leuchtet und funkelt es allenthalben, als sei das Ganze nur ein prachtvolles Trugbild unserer Phantasie. Die Natur um uns her erhebt sich gleichsam in heiterer holdher Verklärung. Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!

Die Atmosphäre ist von kristallener Durchsichtigkeit, sodaß das Auge die Gebirgsketten am fernsten Horizonte unterscheidet, die sich ihm sonst völlig entziehen. Während die ganze nördliche Welt in unergründliche Tiefe versunken zu sein scheint, grüßt unser Blick jene verschneiten Höhen; sie sehen aus wie die Wellen eines steinernen Meeres, das gegen uns zu rollen scheint; es ist ein wunderbares Gewirre von Gipfeln und Kluppen, und Nebelhaufen schleichen um ihre Rassen, um wieder im großen Dunstozean zu zerfließen.

Wolkenbildungen und ihre Farbentöne, die wir sonst hoch am Himmel sehen, sehen wir jetzt auf der Erde und unter uns. Zäh, mit klassischem Ernst breitet sich die horizontale Wand über dem Vorlande aus. Vom Luftzuge erfasst, lecken kleine Fegen gierig zu uns herauf; aber fastadenähnlich flürzen sie wieder über die Felsstufen ins gähnende Nebelmeer. Welch ein Dasein da unten, tage- und wochenlang diese schwer herabhängende Wolkendecke über dem Haupte zu haben! Der einsame

Wanderer aber steht auf der Bergesspitze, wie losgelöst vom Irdischen; ihn umgibt goldener Sonnenschein, Klarheit und Licht. Triumphierend schaut er auf das wogende Flokkenchaos, in welchem die verwandten Höhen Gilanden gleich schwimmen. Kein Laut ist vernehmbar; nur hie und da trägt der Wind das Geräusch eines aufschlagenden Steinchens, das sich von der Felswand losgelöst hat, aus der Tiefe zu uns herauf.

Es ist ein rührig Schaffen da unten im Nebelmeer, ein gar ergögliches Gewimmel und Gefrabbel um unsern Berggipfel wie gewiß um kaum irgend einen andern. Vallige Schwaben branden an die zerrissenen Faltwände; selbst des hohen Säntis Busenfreund, der Altmann, greift just zur Flaumkappe. Aber die Wellen rollen fort, auf Flut folgt die Ebbe, und drüben an der Ausbiegung des Hochtales guckt schüchtern die sonnenumbuhlte Marwies aus dem Dunstschleier; wie Silhouetten flattern silberne Bänder um ihren züchtigen Leib, sogar ihr klobiger Ehegespons, der wilde Hundstein, lüftet seinen Mantel. Am schlanken Dehrli kleben flockige Knäuel gleich den Gespinsten von riesigen Seidenraupen.

Der Blick auf das stäubende, wallende Nebelmeer, zumal beim funkelnden Abendlicht, wirkt geradezu faszinierend auf den Beschauer. Hunderter von flatternden Dunstpartikeln weben den Einschlag ins Gewebe der großen Wolkendecke. Immer neue Motive und Kombinationen weiß die erfinderiische Künstlerin Natur hineinzufließen; dort fertigt sie ein goldenes Vlies aus der feinsten Merinowolle, hier wird aus Seide der glatte Atlas gewoben, der im Farbenspiele der untergehenden Sonne schillert. Ihre Strahlen wirken Gold- und Silberfäden in das Gewebe, wie es der geschickteste Zeichner nicht geschmackvoller machen könnte.

Ueber dem steinernen Splitter- und Zackenlabyrinth der Karrenfelder an der Silberplatte lagert eine Wolkendecke, aus der eine schäumende Woge in die untere Schicht fließt, einem Wasserfall von beträchtlicher Höhe und Breite vergleichbar.

Die östlichen Hänge des Gebirges ruhen nun in bläulich weißem Schatten. Der feurige Glutball der Sonne taucht in das neblige Meer; scheidend färbt sie alle Gegenstände, die in ihrem Bereich liegen, rosa und purpurrot, als brenne alles lichterloh.

„Na, sieh der Alpen Haupt umschlungen  
Vom Flammenfranz und glutumrollt,  
Als ob zu sparen ihr gelungen  
Ein Teil von ihrem Tagesgold!“

An den nordwestlichen Himmel und selbst bis zum Zenit hat die Lichtspenderin wie zum Abschiede noch das schönste Rot und Goldgelb gemalt. Es ist eine Kombination von den feinsten Farbentönen, die das verwöhnteste Auge wünschen kann. Das reine tiefe Blau über uns erscheint umsäumt vom zartesten Rosa, Violett, Grün und andern immerfort wechselnden Färbungen, die leise und fast unmerklich ineinander übergehen. Welch ein Meer von Glanz und Farben!

Langsam löst sich das bunte Spiel in eine gleichmäßige Stimmung auf; die Glut, welche die Alpenippen umwogte, schwindet, und fahle Leichenblässe überzieht Berg und Tal. Aber noch einmal kehrt einiges Licht in das nächtliche Schweigen. Ueber dem massigen Felsgestell des Altmann steigt der „basse Freund der Rot und der Nacht“, der Vollmond, herauf und gießt sein silbernes Licht auf die stille Erde. Hell glänzt die Schneefläche in der Tiefe; gespensterhaft, fast bis zur Tageshelle erleuchtet, treten die Zinnen und Hörner in der glanzdurchwobenen Atmosphäre hervor. Andachtsvoll und mit Ehrfurcht blicken wir in die wundersame Szene.

\* \* \*

Auf dem majestätischen Ozean, an seinem einsamen Gestade, auf der hohen Bergwarte, überall spricht die Natur ihre eigenartige, ergreifende Sprache; wer sie versteht, dem tut sich eine Welt von Schönheiten auf, die alle Vorkommnisse des Lebens mit einem versöhnenden Schimmer überkleidet.

## Die Medaille für das Gordon Bennett-Wettfliegen von 1909.

Den Fahrteilnehmern und Beteiligten am diesjährigen Gordon Bennett-Wettfliegen zu Zürich wird als Andenken eine Medaille überreicht werden von der Autorschaft des unsern Lesern bekannten jungen Lenzburger Bildhauers Arnold Hünervadel. Der Avers stellt Ikaros dar, einen eher der traditionellen Auffassung des Hermes entsprechenden nackten Jüngling, der, auf das linke Knie niedergelassen, sich die Flügelsandale an den rechten Fuß befestigt. Der Kopf ist in die Höhe gerichtet, die ganze Gestalt verkörpert das sehnüchtige Empor, das auch die Inschrift *Ad astra volo* (Zu den Sternen fliege ich) auspricht. Hünervadels feines Empfinden für die Linie hat es ihm ermöglicht, auch in der lauernden Gestalt den Zug nach oben deutlich fühlbar zu machen; dagegen scheint des Künstlers schlanker aufstrebender Linie die Komposition im Tondo nicht angemessen. Die gähnende Leere auf der linken Seite wirkt nicht gerade angenehm; doch müssen wir sie gegen die eindrucksvolle Bewegung nach oben in Kauf nehmen. Besser dagegen löst der Revers die Aufgabe der Rundkomposition. Ein großzügig behandelter Adler schwebt mit mächtigem Flügelschlag über eine in großen Linien gegebene Bergkette, die ungefähr dem von Zürich aus gesehenen Alpenfranz entspricht, und durch die Gestalt des Vogels mit ihrem Linien Schwung und die ergänzende Inschrift wird das Rund in recht glücklicher Weise gefüllt.

Alles in allem stellt sich Hünervadels schweizerische Gordon Bennett-Medaille, die durch die rühmlichst bekannte Firma Huguenin Frères in Locle zweifelsohne eine glückliche Ausfertigung finden wird, als ein feines kleines Kunstwerk dar, wie es selten zu solchem Anlaß geboten wird und dessen wir uns deshalb auch freuen dürfen.

M. W.

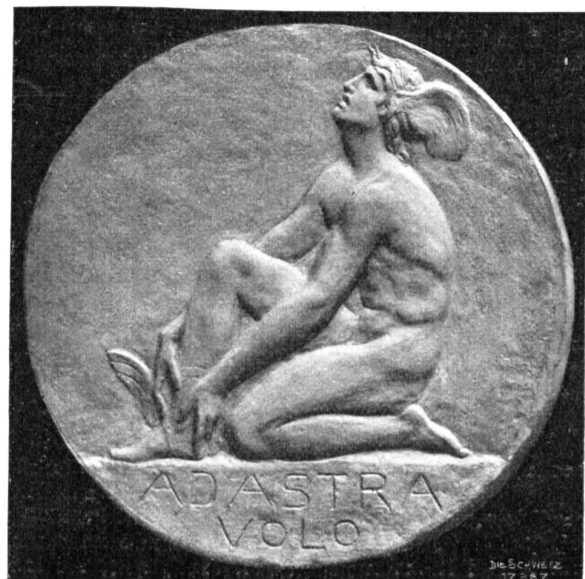
## Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung\*).

Etwas wie ein erfrischender Maienwind durchweht das herzerquickende, in frohester Schöpferlaune abgefaßte Büchlein Dominik Müllers, das unter dem bescheidenen Titel „Verse“ eine Fülle kleinerer dichterischer Arbeiten bringt, die,

\*) Vgl. in diesem Jahrgang S. 199 ff., 218 ff., 237 ff.

\*\*) Basel, Samstag-Verlag, 1908.



Vorderseite der Medaille für das Gordon Bennett-Wettfliegen 1909 in Zürich.

Nach dem Modell von Arnold Hünervadel, Lenzburg-Zürich.